

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 199.

Samstag, 26. August.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(19. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Beefer.

(Nachdruck verboten.)

Es war gar keine leichte Zeit für Fee. Sie hatte gerade jetzt so viel mit sich selbst zu tun. Die junge Seele fing an, die Augen aufzuschlagen, um sich und in sich zu sehen, tausenderlei Neues und Seltsames zu erblicken, in den verschlungenen Gängen ihres eigenen Selbst zu spähen und zu suchen, und sich bald erschreckt, bald beglückt in diese zu versenken. Und da war überall Unsicherheit und Unkenntnis, alle Wegweiser fehlten, keine Hand streckte sich ihr liebevoll entgegen, um sie zurechtzuweisen und ihr zu helfen.

Die vielen fremden Menschen, die plötzlich in das Haus kamen und es mit Lärm und Luftbarkeit füllten, beängstigten sie. Es gab keine Verbindung zwischen ihnen und ihr. Mit quälender Schärfe empfand sie, daß sie eine traurige Rolle unter ihnen spielte und noch nicht zu ihnen gehöre. Sie war selbst gern lustig und frisch und frei, aber gerade jetzt versagte auch das bei ihr. Das werdende und sichentsaltende in ihr scheute jede Berührung, fühlte sich gleich verletzt, schwankte zwischen geistiger Überlegenheit und geistigem Niederdruck und konnte sich nicht dazu aufschwingen, dem umgebenden Ton nach auch nur einer Seite hin gerecht zu werden.

Und keiner im Hause verstand sie und half ihr das Gleichgewicht finden. Fräulein Marie war fort, Mutter, — ach, seit dem Einsegnungstage erwartete Fee von ihrer Mutter weniger als je. Sie fühlte kaum Bitterkeit, wenn sie sah, mit welcher vergötternden Zärtlichkeit diese an Ludovika hing. Sie war gewöhnt, die zweite Rolle zu spielen, Fränze war ihr von der Mutter stets vorgezogen worden. Beinahe tat ihr nun Fränze manchmal leid. Für die mußte es schwerer sein als für sie, beiseite geschoben zu werden. Aber Fränze war geschmeidig. Sie wußte in einzelnen Punkten ihre Stellung zu behaupten und wo sie hier beiseite geschoben wurde, holte sie sich ihren Teil dort. Sie war in den paar Monaten seit Ludovikas Ankunft in ihrer geistigen Entwicklung sehr vorwärts geschritten, hatte in dem schönen Gast schnell die Meisterin erkannt, von der sie lernen konnte, und brachte es zustande, selbst neben diesem leuchtenden Gestirn sich zur Geltung zu bringen und ihre kleinen Triumphe zu feiern.

Sie war im Gegensatz zu Fee, die weit hinter ihrem Alter zurückblieb, diesem voraus, ganz junge Dame und Tante, die neben der großen Leidenschaft ihres Lebens doch nicht ganz die kleinen, lieben Beziehungen der Vergangenheit vergaß, hatte im stillen an Fränze auch ihre Freude und hielt ihr die Stange, wenn der Onkel stürnzelnd meinte, daß so ein Kind in die Welt noch nicht nötig habe, überall seine Nase mithineinzustecken und auch schon mit den Männern zu scharmieren.

Es war auch schwer, jemand von dem ganzen, großen Verkehr auszuschließen, wenn er sich nicht wie Fee selbst davon ausschloß. Und auch das hatte seine Schwierigkeiten und Fee wäre nicht mit diesen fertig geworden, wenn sie nicht immer einen herrlichen Zufluchtsort bei Tante Berta gefunden hätte.

Wenn daheim Tag für Tag ein Wagen nach dem anderen vorfuhr und zu Fuß und zu Pferde bald der Träger einer Uniform, bald der eines Zivilrocks über die Gartenterrasse in das Haus trat, dann spähte Fee von ihrem Stübchen aus wohl manchmal mit einer wunderlichen Stimmung auf die Ankommenden und zuckte beim Hufschlag eines Pferdes erschreckt auf, aber immer zog über ihr Gesicht dann wieder ein Ausdruck, von dem nicht recht zu sagen war, ob er Enttäuschung oder Befriedigung sei und meistens benutzte sie irgend einen Moment, an dem sie unbemerkt das Freie gewinnen und entweder in den Wald oder zu Tante Berta flüchten konnte, bei der sie stets offene Arme und offenes Herz fand.

Das freundschaftliche Verhältnis, das so lange Jahre hindurch zwischen den Familien Nidel und Schweichler bestanden hatte, beschränkte sich jetzt eigentlich nur noch auf den Verkehr zwischen Fee und Tante Berta. Letztere verstand sich mit Frau Minchen gar nicht mehr. Der Alters- und Bildungsunterschied, der früher in der Gemütlichkeit und Herzlichkeit des Umganges niemals störend aufgefallen war, machte sich neuerdings sehr stark bemerkbar und wurde noch störender durch die große und nicht zu verbergende Abneigung, die Frau Berta gegen die Berliner Nichte hegte. Dadurch war der Freundschaftsbund stark gelockert, um so mehr, als auch Herr Schweichler, der mit Vater Nidel im gleichen Verhältnis gestanden hatte, wie die Frauen untereinander, nicht mehr die rechte Freude an dem Molitter Verkehr fand. Der Ton, der dort ankam, behagte ihm nicht. Sein alter, früher so einfacher und vernünftiger Freund, dem man um dieser Einfachheit und Vernunft willen gerne verzieh, was seiner Bildung fehlte, wurde selbstbewußt, breitpurig und großmütig, und das junge Volk, das wie die Mücken vom Licht angezogen, um die schöne Nichte schwärmte, hielt nicht immer die Grenzen ein, die man gewohnt war in den soliden Umgangsformen der Nachbarschaft zu respektieren.

Das gab einen Ton, der nicht in die Melodie der alten hergebrachten guten Sitte paßte. Die Nachbarn, und Schweichler darunter, zogen sich von Molitten zurück, aber letztere behielten wenigstens innige Liebe und treue Sorgfalt für das einsame Kind des einstigen Freundschaufes, das sich an den alten Zusammenhang mit Tante und Onkel Schweichler fester klammerte als jemals. Besonders als der Winter nahte, die Geselligkeit sich vom Lande in die Stadt verlegte und immer größer und vielverlangender wurde.

Um diese Zeit schickte der Herr Pfarrer zu Fränze und ließ ihr sagen, daß ihre Großmutter im Sterben läge und sie noch einmal zu sehen wünsche.

Fränze war gerade sehr mißgestimmt, da Tante jetzt erklärt hatte, es sei nicht daran zu denken, daß ein so junges Ding schon eine richtige Wollaison mitmache. Bei allen großen Festlichkeiten, besonders bei denen in der Stadt, hieße es für Fränze vorläufig daheim blei-

ben. Zee mache auch noch keine Gesellschaften mit und Zee sei die Tochter des Hauses, die mehr Ansprüche stellen könne als Fränze, in deren Leben die Arbeit und die Pflicht die Hauptrolle spielten.

Das waren ganz neue Töne, die Tante bis jetzt noch nie angeschlagen hatte und die in Fränzes Herzen keinen angenehmen Widerhall weckten, und nun kam auch noch diese dumme Geschichte mit der sterbenden Großmutter dazu! Als wenn die alte fremde Frau nicht allein sterben konnte! Aber Tante bestand darauf, daß sie hinginge, und diesmal begleitete sie sie nicht einmal, — natürlich, sie hatte ja jetzt niemals mehr Zeit!

Widerwillig machte Fränze sich auf den Weg. Dann kam sie nach mehreren Stunden selbst sehr verstimmt und aufgeregelt nach Hause und hatte rotgeweinte Augen, die sie bei Tantes Fragen nach dem Verlauf des Besuchs kaum aufschlug. Die Großmutter sei tot, ja, — gesprochen habe sie noch mit ihr, — ja, sie sei bei vollem Bewußtsein gewesen, — ja, nun sei sie gestorben, — und danach ein leidenschaftliches Aufschluchzen und wildes Fortstürzen in ihr Zimmerchen.

Frau Minchen war ganz überrascht und nachdenklich. Solch tiefes Empfinden hatte sie der Fränze gar nicht zugetraut, besonders nicht nach jenem ersten Besuch bei der alten Glasche. Jäh, jäh, wie das denn doch so durchbrach, das Verwandtschaftsgefühl und die Bande des Blutes! Ganz sonderbar!

Gelesen hatte sie es ja oft genug, aber in Wirklichkeit sah sie es nun zum erstenmal. Komisch! Und bei ihrem Fritz versagte es so ganz, der liebte nicht die Fränze, mit der er doch wahrhaftig durch Blutsbande verknüpft war, und liebte auch nicht seine Schwester und deren Kind, deren schönes Kind.

Es mußte bei ihrem Fritz doch irgendwo im Gefühl hapern. Wer weiß, ob er auch jemals sie geliebt hatte?

Früher wäre sie nie auf solche Gedanken gekommen, nie; aber jetzt. Ludovika hatte neulich einmal gesagt, Onkels Göße sei das Geld. Frau Minchen war ganz böse darüber geworden, ernstlich böse und hatte ihr solche Bemerkungen verwiesen, aber eindrucklos war das Wort nicht geblieben. Es hatte in seinem Gefolge eine lange Reihe grübelnder, misstrauischer Gedanken, unter deren Einfluß sie nur noch freigebiger mit dem abscheulichen Gelde wurde, sich an die Redensart: „Ich verlange doch nur mein Eigentum“, immer mehr gewöhnte und sich gegen ihren Fritz immer tiefer in einen stillen Born hineinbiß.

Wenn sie nicht die Ludovika gehabt hätte, wäre sie jetzt manchmal ganz unzufrieden mit dem Leben gewesen. Mit ihrem Fritz nicht mehr in Einigkeit, mit Fränze —? Ja, Fränze verstand sie seit dem Tode der Großmutter überhaupt nicht mehr. Die ging ihr aus dem Weace wie einem Gespenst und war launisch wie ein Wristag. Mit der Idee, neben Ludovika in gleichem Schritte zu gehen, hatte sie sich glücklicherweise ganz abgefunden, wenigstens anscheinend. Nun ja, sie war ja auch in Trauer. Darauf hatte die Tante bestanden, erstens des Herrn Pfarrers halber, zweitens aus praktischen Gründen, weil dadurch der Wettbewerb mit Ludovika aufhörte, aber daß sie neben der äußerlichen Trauer auch wirklich eine innerliche zu haben schien, das wollte Frau Minchen nicht in den Kopf. Wenn sie nur mehr Zeit hätte, würde sie sich um das Kind, das sie auch neben Ludovika noch immer liebte, mehr gekümmert haben, aber so kam sie wirklich nur sprunghaft dazu, sich über Fränze zu verwundern. Es gab zu viel zu besorgen und zumachen. Die Hälfte der Woche verlebten sie und Ludovika in Königsberg und die andere Hälfte steckte das Haus voll Gäste.

Schließlich war Fränze jetzt wirklich eine unschätzbare Stütze. Die Wirtschaft ruhte ganz auf ihren Schultern und mit dem ihr eigenen Geschick verstand sie sich darein zu finden und sie zu leiten wie eine alte Hausfrau. Wirklich, an Fränze hatte man doch etwas, wenn sie auch momentan finster blickte und schen und schwein-

sam war. Aber Zee war zu nichts zu gebrauchen. Die stand nur überall im Wege, und am besten war es schon, wenn man sie gar nicht sah!

Und da fiel es diesem Unglücksraben auch noch ein, die Masern zu bekommen! Ein siebzehnjähriges Mädchen so eine Kinderkrankheit! Na ja, sie benahm sich eben wie sie aussah, kindisch und unpassend!

Nur eine taktvolle Nuance hatte sie dabei zustande gebracht, — wenigstens dachte Ludovika so — sie war bei Tante Berta erkrankt und das Molitter Haus verfiel nicht durch die Gefahr der Ansteckung in Quarantäne.

Frau Minchen dachte freilich anders. Sie war außer sich, daß Zee in ein anderes Haus solche Belästigung brachte und setzte alle Hebel in Bewegung, um den Transport der Kranken in die Heimat zu bewerkstelligen. So ungelegen ihr auch selbst die Krankheit kam, aber ihr Kind gehörte zu ihr und in ihre Pflege. In den ersten Tagen saß sie mit unentwegter Festigkeit an Zees Bett und versuchte die Fiebernde, deren Transport sowohl der Arzt wie auch Frau Berta strenge weigerten, zu pflegen.

Ludovika mußte die Gesellschaften unter dem Schutze von Königsberger Bekannten mitmachen, denn auch Onkel vergaß all seine Pläne für ihre Verheiratung vor der brennenden Sorge um seinen geliebten Goldsack und verbrachte seine Tage und halbe Nächte mit Ritten zwischen seinem und dem Schweichlerschen Hause. Als aber Zees Krankheit den bössartigen Charakter verlor und das Kind außer Gefahr war, setzte der rege, lustige Verkehr in Molitten und die damit verbundene Königsberger Geselligkeit wieder flott ein. Selbst der Vater beteiligte sich wieder daran, denn seine Zee und das nun schon gewohnte Amüsament zusammen zu entbehren, wurde ihm jetzt, wo die bange Sorge um erstere fortfiel, doch zu schwer. Sein Haus kam ihm jetzt öde und leer vor, wenn keine Gäste es füllten. Er wußte dann nicht mehr, was er mit sich anfangen sollte. Sein Minchen hatte keine Zeit für ihn, war auch fast nie daheim, seine Zee lag krank bei anderen Leuten, in der Wirtschaft gab es jetzt im Winter wenig zu tun, da blieb eigentlich nichts anderes, als nach Königsberg zu fahren und sich dort zu amüsieren, oder die Gäste selbst im Hause zu haben und zu traktieren.

Manchmal war ihm gar nicht wohl dabei, dann wurde ihm all das zu viel und ärgerte ihn und sein praktischer Sinn lehnte sich auf gegen die Unsummen, die es kostete, aber frei kam er nicht mehr davon; die feinen Würzelschen der Schmarotzerpflanze zogen sich schon durch den ganzen Grund und Boden seines Lebensreiches und umspannen seinen sonst so gesunden und mähigen Sinn und festen Willen mit ihren dünnen und doch so zähen Armen.

Während Zee noch in der Konvaleszenz lag und eine merkwürdige Schwäche und Müdigkeit zeigte, die den Heimtransport in nordisch harter Winterluft unmöglich machte, meldete sich bei Herrn Robert Schweichler ein alter, böser Bekannter, der Rheumatismus, und Frau Berta hatte nun zwei zu pflegen. Sie war aber darüber nicht im geringsten böse. Der erste Patient bereitete ihr mehr Freude als Sorge, und mit dem zweiten ging es so glimpflich, daß, wenn man beizeiten flug vorbeugte, die Sorge auch nicht aufkommen konnte.

Frau Berta hatte ihre Pläne und war mit diesen herzensbergnügt. Sie stimmte dem Arzt lebhaft zu, als er vorschlug, den Rheumatismus Kandidaten schleunigst nach Wiesbaden zur Kur zu bringen, und daß es von unschätzbarem Werte wäre, wenn Zee die Gelegenheit benutze und auch einen längeren Erholungsaufenthalt im milden Klima nehmen könnte. (Fortsetzung folgt.)

22 = **Leesfrucht.** = **22**

Bei Beurteilung einer Tat ist das Verhalten des Täters nach ihrer Vollbringung entscheidend. Sans Gassen.

Das Lied der Deutschen.

Neue Studien zum 75jährigen Gedenktage des Liedes
„Deutschland, Deutschland über alles“ (26. August).

Von Dr. J. Stenzel.

Im Jahre 1800 veröffentlichte der österreichische Dichter Heinrich Joseph Collin eine Sammlung „Lieder österreichischer Landwehrmänner“. Unter diesen befindet sich ein siebenstrophiges Lied mit dem Titel „Österreich über alles“, dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Wenn es nur will,
Ist immer Österreich über alles!
Wehrmänner ruft nun frohen Schalles:
Es will, es will!
Hoch Österreich!

Otto Radendorf, der in seinem „Historischen Schlagwörterbuch“ dem Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ von Heinrich Hoffmann v. Fallersleben einen besonderen Artikel widmet, weil der Anfangsvers des Liedes als Fahnenwort schon längst in weitesten Kreisen eine wichtige Rolle spielt, bemerkt zu dem österreichischen Landwehrlied: „Diesem Wehrmannslied Collins scheint der Nationalgesang Hoffmanns unmittelbar verpflichtet“. Dieser Hinweis in Verbindung mit der Tatsache, daß Hoffmann v. Fallersleben seinem unsterblichen von ihm am 26. August 1841 auf der Insel Helgoland gedichteten Lied, dessen 75. Geburtstag wir also jetzt feiern dürfen, die Handysche Melodie der österreichischen Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiser“ zugrunde gelegt hat, führte zu der vielfach gehegten Annahme, daß der Dichter die Anregung zu seinem Lied, das man heute mit vollem Recht als die deutsche Nationalhymne bezeichnen darf, von Österreich her erhalten hat. Wäre dies der Fall gewesen, so würde dies selbstverständlich den Wert und die Bedeutung des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ für uns nicht im geringsten herabdrücken; im Gegenteil würde dies gerade in dem gegenwärtigen Weltkrieg dem Bündnis mit unseren treuen Nachbarn noch eine besondere Weihe geben. Es scheint mir aber sicher zu sein, daß Hoffmann v. Fallersleben das in Rede stehende österreichische Landwehrlied überhaupt gar nicht gekannt hat. Der Dichter hat uns selbst in seiner Lebensbeschreibung „Mein Leben“ sehr ausführlich die Entstehung des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ erzählt. Hätte ihn das österreichische Landwehrlied dazu angeregt, so hätte er ohne jeden Zweifel darüber nicht geschwiegen.

Die Verse „Wenn es nur will, / Ist immer Österreich über alles“ haben eine längere Vorgeschichte. Sie sind aus einem schon am Ende des 18. Jahrhunderts geprägten Schlagwort hervorgegangen, dem der Titel einer im Jahre 1684 anonym erschienenen und von dem Diplomaten und Kameralisten Philipp Wilhelm v. Hornik verfaßten staatswissenschaftlichen Schrift „Österreich über alles, wenn es nur will“ zugrunde gelegt. Dieser Titel wurde auch in Deutschland nachgebildet. So ließ der im Jahre 1800 verstorbene Freiherr Philipp von Gemmingen eine besondere Zeitschrift „Deutschland über alles, wenn es nur will“ erscheinen. Im Büchmann wird darauf besonders hingewiesen, daß das Collinsche österreichische Landwehrlied im Jahre 1818 in Deutschland in einer Komposition von C. F. G. Schwenke im Druck mit folgender Abänderung des Textes verbreitet wurde:

„Wenn es nur will,
Ist immer Deutschland über alles.“

An derselben Stelle wird noch auf einen Prospekt zu den „Freimütigen Wätern für Deutsche“ (1815) von Friedrich von Colln hingewiesen, in dem es heißt: „Deutschland über alles, wenn es einig ist und sein will.“ Dem ist noch hinzuzufügen, daß ein Breslauer Freund des Dichters, der Professor an der dortigen Universität, G. H. Stenzel, im Jahre 1820 eine Schrift: „Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands“ hat erscheinen lassen, in der es heißt: „Deutschland über alles, wenn es nur will“. Daran ist also nicht im geringsten zu zweifeln, daß zu der Zeit des Dichters Hoffmann v. Fallersleben das Schlagwort „Deutschland über alles“ verbreitet war, und daß er dieses beim Dichten seines unsterblichen Nationalgesangs „Deutschland, Deutschland über alles“ benützt, nicht aber den Vers des Collinschen österreichischen Landwehrliedes umgeändert hat

Daß Hoffmann v. Fallersleben unserem Nationallied die Melodie des „Gott erhalte Franz den Kaiser“ untergelegt hat, hängt mit der Gewohnheit des Dichters zusammen, die einzelnen Verse der Gedichte, an denen er gerade arbeitete, sich selbst nach einer schönen einprägsamen Melodie vorzusingen. Darum sind auch seine Lieder so sangbar, und darum haben sich so viele als Volkslieder im Munde des deutschen Volkes erhalten. Dem Dichter hat allerdings beim Dichten seines Vaterlandsliedes „Deutschland, Deutschland über alles“ ein Lied als Muster vorgeschwebt. Das war das älteste deutsche Vaterlandslied, das wir besitzen, das Lied Walters von der Vogelweide, das mit dem Vers beginnt: „Iz kûlt sprechen willekomen!“ Hoffmann v. Fallersleben hat bald nach seiner Absehung als Professor der deutschen Sprache und Literatur in Breslau ein Werk unter dem Titel „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit“ herausgegeben, und an allererster Stelle steht in der Sammlung dieses Lied Walters. Das zeigt deutlich genug, wie sehr Hoffmann v. Fallersleben das Lied des mittelhochdeutschen Dichters in sein Herz geschlossen hatte. Es ist interessant, den Hoffmannschen Versen „Von der Maas bis an die Memel“, und „Deutsche Frauen . . .“, die wir ja alle im Gedächtnis haben, die beiden letzten Strophen des Liedes von Walter von der Vogelweide gegenüberzustellen, die hier in der Übersetzung Ludwig Uhlands wiedergegeben seien:

Von der Elbe bis zum Rhein
Und herwider bis in Ungerland,
Da mögen wohl die besten (Frauen) sein,
Die ich irgend in der Welt gekannt.
Kann ich rechte schauen,
Gut Geläch und (schönen) Leib
So mir Gott! so schwöre ich wohl, daß da die Weib
Besser sind denn anderswo die Frauen.
Deutsche Mann sind wohlgezogen,
Gleich den Engeln sind die Weib getan;
Wer sie schilt, der ist betrogen,
Anders kûnn' ich nimmer sein verstaun.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel;
Lange müsse ich leben darinne!“

Die ersten Verse einer jeden Walterschen Strophe zeigen daselbe Versmaß wie das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“. Bei den übrigen Versen ist es nicht so, weil ja der mittelhochdeutsche Dichter nach anderen Grundsätzen dichtete als der Dichter des 19. Jahrhunderts. Es ist klar, daß Hoffmann v. Fallersleben an dem Versmaß des ersten Verses des Walterschen Liedes „Ihr sollt sprechen: Willekommen!“ festhalten wollte, und daß er beim Suchen nach einer dafür geeigneten Melodie auf diejenige des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ verfiel. Diese Feststellung ist jedenfalls für die Geschichte des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ nicht ohne Wichtigkeit und Bedeutung.

Über die Entstehung des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“, das am 26. August 1841 auf der Insel Helgoland gedichtet wurde, erzählt uns der Dichter selbst: „Wenn ich dann so wandele einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zu Mute, ich mußte dichten, und wenn ich es auch nicht gewollt hätte. So entstand am 26. August das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles!“ . . . Am 28. August kommt Campe (der Hamburger Verleger des Dichters). Er bringt mir das erste fertige Exemplar des zweiten Teils der Unpolitischen Lieder. . . Am 29. August spazierte ich mit Campe am Strande. „Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber 4 Louisd'or“. Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich lese ihm: „Deutschland, Deutschland über alles“ vor, und ehe ich noch zu Ende bin, legt er mir die 4 Louisd'or auf meine Brieftasche. . . Ich schreibe es unter dem Vornamen der jämmerlichsten Tanzmusik ab, Campe steckt es ein, und wir scheiden. Am 4. September bringt mir Campe das Lied der Deutschen mit der Handyschen Melodie in Noten, zugleich mein Bildnis, gezeichnet von C. A. Lill. An letzterem nichts gut als der gute Wille.“

In der Zeit vom 6. bis 14. September hielt sich Hoffmann v. Fallersleben in Hamburg auf, und er trug am 8. September in sein Tagebuch u. a. folgendes ein: „Am 8. bei Campe. . . Von dem Lied der Deutschen, das bei Fabricius stereotypiert ist, sind 400 Exemplare an Crana in Breslau geschickt.“

Von Hamburg fuhr der Dichter am 15. September nach Danemark; er kehrte von da am 30. September wieder nach Hamburg zurück und blieb dort bis zum 10. Oktober. Während dieser Zeit kam der hervorragende Volksmann und Universitätsprofessor Welder nach Hamburg, und er wurde hier der Gegenstand großer Ehrungen. Hoffmann v. Fallersleben berichtet uns darüber in seiner Autobiographie u. a.: „5. Oktober. Abends 10½ Uhr wird Welder'n, der 2 Tage vorher angekommen ist, ein Ständchen gebracht. Die Schäffersche Liedertafel und die Turner erscheinen und singen bei Kadelschein und mit Begleitung von Hornmusik: „Deutschland, Deutschland über alles!“ . . . Wir begrüßen dann Welder, Wille überreicht ihm mein Lied der Deutschen.“

In diesen von der eigenen Hand des Dichters stammenden Aufzeichnungen wird also das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ dreimal als „Das Lied der Deutschen“ bezeichnet. Tatsächlich hat Heinrich Hoffmann von Fallersleben dieses Lied schon bei seiner ersten Niederschrift auf Delgoland mit der Überschrift „Das Lied der Deutschen“ versehen. Dieser Tatsache müssen wir unbedingt Rechnung tragen. Der Dichter hat vorausgesehen, daß er mit diesem Lied seinen Volksgenossen ein Vaterlandslied von bleibendem Wert geschenkt hat. Gerade der jetzige Weltkrieg hat uns gezeigt, daß wir in dem Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ unser hervorragendstes Vaterlandslied besitzen, das den ihm von seinem Dichter verliehenen Titel „Das Lied der Deutschen“ mit vollem Recht trägt.



Aus der Kriegszeit.

Forschungsreisen während des Krieges. Eine Untersuchung der Wirkungen des Weltkrieges auf die Zahl und die Ausdehnung der Forschungsreisen in verschiedenen Weltteilen ergibt die im ersten Augenblick erstaunlich scheinende Tatsache, daß auch während des Krieges eine rege Tätigkeit auf diesem für Wissenschaft und Industrie so wichtigen Gebiete zu verzeichnen ist. Trotz der Inanspruchnahme der meisten Interessen für den Krieg selbst und seine direkten Begleiterscheinungen und trotz der Erschwerung des Verkehrs, ganz besonders der Seefahrt, wurden und werden auch zur Kriegszeit eine Zahl wichtiger und schwieriger Forschungsreisen vorgenommen. Diese Reisen fanden zum Teil trotz des Krieges statt, zum Teil aber sind sie auch aus verschiedenen bisherigen Ergebnissen des Krieges selbst hervorgegangen. Eine der größten deutschen Expeditionen, die während des Krieges ein abenteuerliches Ende fand, ist die innerafrikanische Expedition von Leo Frobenius, deren Abschluß der Öffentlichkeit durch zahlreiche Berichte und Schilderungen hinreichend bekannt wurde. Eine andere, ebenfalls im Jahre 1914 begonnene Expedition, die Reise des Südpolarforschers Sir Ernest Shackleton, fand durch die Rückkehr Shackletons nur ein unvollständiges Ende, da 22 Leute der Expedition auf der Elefantinsel in der Südpazifik-Gruppe zurückbleiben mußten, denen man bisher keine Hilfe zu bringen vermochte. Auch der durch die Republik Uruguay zur Verfügung gestellte Fischereidampfer „Infinito Pescado“ mußte nach erfolgloser Fahrt infolge des Eises am 25. Juni nach Port Stanley zurückkehren, ohne die Insel erreicht zu haben. Da die abgeschnittene Mannschaft am 24. April, als ihr Führer sie verließ, nur für kurze Zeit Lebensmittel besaß und die Jagdmöglichkeiten in jenem Gebiet sehr gering sind, hat man sich endlich dazu entschlossen, das Schiff der australischen Abteilung der Shackleton-Expedition, die für Eisfahrten besonders konstruierte „Aurora“, zum Versuch einer Rettung der Schiffbrüchigen zu verwenden. Eine botanische Expedition nach Brasilien und Argentinien wurde, nach der von Hugo Wichmann gegebenen Übersicht in Petermanns Mitteilungen, während des Krieges von Amerika unternommen, und zwar unter der Leitung des bekannten Kalteen-Forschers Dr. J. N. Rose, um die Flora von verschiedenen Trockengebieten Brasiliens und Argentinien zu erforschen und zu sammeln. Diese Expedition besuchte zunächst den Staat Bahia, unternahm dann von Rio de Janeiro einen Ausflug nach dem Gipfel des Itatiaia, des höchsten Berges in Brasilien, und besuchte in Argentinien die Steppen in der Vorkordillere von Cordoba und Mendoza. Die Besetzung Serbiens hat zu neuen Erforschungen des Landes durch die Wiener Akademie der Wissenschaften Anlaß gegeben. Diese Forschungen beschränkten sich aber nicht auf das serbische Gebiet, sondern lenkten das Augenmerk auf alle während des Krieges unter österreichischer Verwaltung stehenden Gebiete der Balkanhalbinsel, um diese bisher vernachlässigten Länder so schnell wie möglich durch Erschließung ihrer Hilfsmittel auf eine bessere

Stufe zu bringen. So begab sich der Botaniker Dr. Dörfler nach Skutari, zum Studium der Pflanzenwelt der nordalbanischen Alpen, die Tierwelt im Gebirge des ehemaligen Sandschal Nobibasar wird durch den Zoologen Dr. A. Penzler untersucht, und der Hochsommer dient zur geologischen Aufnahme noch unbekannter Teile von Nord- und Mittelalbanien. Eine größere Expedition hat bereits am 22. Mai d. J. Wien verlassen, um sich in den besetzten Gebieten von Serbien, Albanien und Montenegro mit archäologischen, prähistorischen, ethnographischen, sprachlichen und bibliographischen Forschungen zu befassen. Die Erschließung noch wenig ausgenützter Landstriche ist durch den Krieg für neutrale Staaten geboten, die sich veranlaßt sehen, die Ruhbarmachung neuer Hilfsquellen zu versuchen. So wurde durch den in Skandinavien herrschenden Kohlenmangel neuerdings die Aufmerksamkeit der nordischen Staaten auf Spitzbergen gelenkt. Zwei Expeditionsdampfer, ein norwegischer und ein schwedischer, wurden zu diesem Zweck nach der Advent-Bai und nach den von Schweden besetzten Kohlenfeldern am Eissjörd ausgesandt.

Der Roman einer verlorenen Handschrift. Merkwürdige, an Spannungen und Aufregungen reiche Schicksale sind mit der Geschichte des syrisch-perfischen Buches „Kalila und Dimna“ verknüpft, von dem jetzt eine vorzügliche, durch Prof. Friedrich Schultze besorgte Ausgabe erschienen ist. Den Roman der verlorenen Handschrift, deren Auffindung uns dies wichtige Werk geschenkt hat, erzählt Dr. J. Schleifer in der „Deutschen Literatur-Zeitung“. Man wußte, daß im 6. nachchristlichen Jahrhundert ein syrischer Geistlicher das Buch „Kalila und Dimna“ aus der damaligen Literatursprache des perfischen Reiches, dem Pehlewi, ins Syrische übersetzt hatte. Die Pehlewi-Fassung ging wieder auf das indische Original zurück, auf die berühmte Sammlung von Fabeln und Erzählungen „Pantschatantra“, die die wichtigste Quelle für die Erzählungs- und Märchenkunst der ganzen Weltliteratur ist und wohl als das verbreitetste Buch der Welt nach der Bibel gelten kann. In dem Werk „Kalila und Dimna“ war dieser indische Fürstenpiegel, durch den Prinzen in Lehren der Lebensweisheit und Staatskunst auf die argenehmste und bequemste Art unterrichtet werden sollten, reibt andern, meist indischen Büchern übersetzt und so eine reue richtige Quelle für die Anfänge und Entwicklung der Erzählungskunst gegeben. Aber die syrische Übersetzung schien ebenso wie die Pehlewi-Fassung für immer verloren. Da brachte das Jahr 1860 durch einen glücklichen Zufall auf eine Spur der verschollenen Handschrift. Ein syrischer Christ, Jochanan bar Dabish, sammelte in Münster Geld für die syrischen Christen und trat mit dem damals in Münster, später in Wien wirkenden Professor Gustav Videll in nähere Beziehung. Von ihm erfuhr der Gelehrte, daß syrische Priester Exemplare der alten syrischen Übersetzung aus Indien mitgebracht und dem Patriarchen von Elkosch geschenkt hätten. Jochanan behauptete, selbst eine solche Handschrift zu besitzen, und versprach, sie gegen einen größeren Geldbetrag, den ihm Videll einhändigte, zum Abschreiben nach Münster zu senden. Doch der Syrer erwies sich als ein Schwindler und Betrüger, der das in ihn gesetzte Vertrauen auf das schmachlichste mißbrauchte und nichts mehr von sich hören ließ. Trotzdem aber waren seine Mitteilungen von großem Wert, denn die deutschen Gelehrten verfolgten die Spur nun immer weiter, und als 1870 auf dem Konzil der Bischöfe der gesamten katholischen Welt auch der Patriarch von Elkosch erschien, wurde bei ihm angefragt. Es stellte sich nun heraus, daß die syrische Handschrift sich wirklich in der bischöflichen Bibliothek zu Marbin befand, und der damals in der Gegend von Marbin weilende Leipziger Professor Socin ließ eine Abschrift anfertigen, die er dem Altmeister der Pantschatantra-Forschung, Theodor Wenseh, übersandte. Auf Grund dieser ziemlich fehlerhaften Abschrift veranstaltete dann Videll die erste epochemachende Ausgabe des „Kalila und Dimna“. Doch bleibt noch vieles in dem Text dunkel und ungeklärt, und so ließ denn Professor Socin auf seinen Reisen in Syrien drei neue Abschriften anfertigen, die sich jetzt in der Berliner königlichen Bibliothek befinden. Dadurch wurde die neue vortreffliche Ausgabe ermöglicht, die aber freilich auch noch nicht auf der Originalhandschrift beruht. Diese so lange Zeit für verloren gehaltene Handschrift von Marbin ist jetzt in den Besitz des Pater Graffin in Paris gelangt.